

Gaby Glueckselig: Ein Leben mit Friedrich Bergammer

Unter den vielen Kondolenzbriefen, die ich nach dem Tod von Fritz Glückselig - Friedrich Bergammer erhielt, war ein Brief einer Schulfreundin meines Mannes, die mir vorschlug, etwas über mein Leben mit Fritz zu schreiben.

Damals schien mir dies unmöglich. Wie kann man Distanz haben zu einem ganz plötzlich unterbrochenen Zusammenleben?

Vor einigen Monaten, also ca. 11 ½ Jahre später, machte mir ein Freund aus Österreich, ein junger Historiker, denselben Vorschlag. Ich weiß nicht, ob ich die nötige Distanz gewonnen habe, aber ich will versuchen, eine Erinnerungsskizze unserer gemeinsam verlebten Jahre zu zeichnen.

Ich werde versuchen unser gemeinsames Leben zu beschreiben und dies mit Hilfe von Gedichten, die die jeweilige Situation schildern, so wie Fritz sie erlebte. Ich zitiere aus den sechs Büchern, die zwischen den Jahren 1955 und 1992 erschienen sind.

Ich sah Fritz Glückselig zum ersten Mal in der Wohnung meiner Chefin Mitzi Otten, deren Sohn mit Fritz' Bruder in die Kunstgewerbeschule ging. Ich glaube mich genau an meinen ersten Eindruck von Fritz zu erinnern. Sein Profil fiel mir auf, das einem Kindheitsfreund sehr ähnlich war. Der große, kräftig wirkende junge Mann mit den noch in der Wiener Gefängniszeit geschorenen Haaren und den leicht zitternden Händen erweckte in mir das Gefühl äußerster Sympathie. Dieser „erste Eindruck“ war bestimmend für mein weiteres Leben.

Unter den Karten und Fotos, die ich in Fritz' Bücherschrank fand, befand sich eine Postkarte, in der ich Fritz mit noch anderen Leuten zu mir einlud.

Ich muß erwähnen, daß ich, die aus der unfreien Atmosphäre Nazi-Deutschlands kam, das plötzliche Zusammentreffen mit einer Menge deutscher und österreichischer Flüchtlinge sehr erfreulich fand. Trotz der erschreckenden Nachrichten aus Deutschland, wie „Kristallnacht“ und die Gefangennahme meines Vaters in Buchenwald - er war zur Zeit meines Treffens mit Fritz wieder frei - war ich damals nicht deprimiert. Ich hatte bereits Arbeit, verdiente Geld und teilte ein hübsches Zimmer mit Kochgelegenheit mit einem anderen jungen Mädchen. Ich muß Fritz von Anfang an öfters getroffen haben. Zusammen mit seinem Bruder Leo, meiner Cousine Martha, dem Sohn meiner Chefin, Julian Otten, und noch einigen anderen

jungen Leuten, machten wir des Sonntags Ausflüge in die Umgebung von New York. Julian hatte schon sein eigenes Auto. Ob ich von Anfang an gewußt habe, daß Fritz ein Dichter sei, weiß ich nicht mehr. Eines aber wußte ich: das Zusammensein mit ihm bereicherte mich unendlich. Daß Fritz mit den Händen zitterte, hat mich nie gestört, es gehörte zu ihm wie seine Kurzsichtigkeit.

Als einige Monate später die Eltern der Glückselig Burschen nach New York kamen, waren Fritz und ich bereits ein Paar. Mit kurzer Unterbrechung blieben wir bis zu seinem Tod beisammen.

Als erstes Gedicht will ich „Die Ankunft der Eltern“ erwähnen (Von Mensch zu Mensch, S. 33). Ich lernte seine Eltern bald kennen, so wie auch eine Schwester, die schon etwas länger in New York lebte. Der Vater Glückselig war kein Fremder in New York. Geschäftlich war er oft monatelang in Amerika gewesen. Die ganze Familie zog in eine Wohnung in der Nähe des Bronx Zoologischen Gartens. Bald darauf gründete auch Fritz mit seinem Vater die Firma M. Glückselig and Son, eine Fortsetzung der Wiener Antiquitäten Firma. Ein befreundeter amerikanischer Kollege, Abe Adler, stellte ihnen die ersten Geschäftsräume zur Verfügung. Das Geschäft, besser der Kunsthandel, war für Fritz immer ambivalent. Die Idee, Geschäftsmann zu sein, war für Fritz im Grunde Anathema. „Schachern“ war ihm zutiefst zuwider. Andererseits war für ihn der Umgang und besonders die Kenntnis der Kunstgegenstände nicht nur zweite Natur, sondern - ich erfinde den Ausdruck - „erste“ Natur. So sehr ihn auch der Umgang mit unangenehmen oder nur uninteressanten Menschen gegen den Strich ging, so sehr freute ihn die Möglichkeit, durch das Geschäft interessante und wertvolle Menschen kennen zu lernen, wie Museumsdirektoren, Kustoden oder Künstler. Aber es gab noch eine andere Kategorie von Besuchern, die einmal durch die Tür von M. Glückselig & Son kamen und für die die Tür immer offen stand. Das waren die Frauen, die von Fritz, seiner Persönlichkeit und seinem Wissen, nicht zu vergessen, seiner Menschlichkeit, fasziniert waren. Fritz war für sie Lehrer und Beichtvater zugleich. Er hatte aber auch männliche „Schüler“. Jeden Samstag saßen Kunden oder Kollegen stundenlang im Geschäft, um sich belehren zu lassen oder auch nur um die „Atmosphäre“ zu genießen. Als Kunstkenner war Fritz enorm geschätzt, was aber nicht bedeutet, daß er im landläufigen Sinn ein guter Geschäftsmann war. Die Firma hatte immer zu kämpfen. Es gab mehr schlechte als gute Zeiten. Die häufige Geldknappheit machte das Beschaffen von interessanten erstklassigen und geschmackvollen Kunstgegenständen immer schwieriger.

Dazu kam noch der leidige Kampf mit dem Hausherrn, jedesmal, wenn der Mietkontrakt abgelaufen war.

Ich bin zeitlich etwas vorausgeeilt und habe den plötzlichen Tod des Vaters Max Glückselig im Sommer 1952 unerwähnt gelassen. Fritz blieb als Alleininhaber der Firma zurück. Man wird mich fragen, wann Fritz Zeit hatte, seiner wahren Berufung der Dichtkunst nachzukommen? Die Antwort ist ganz einfach - immer. Am Schreibtisch im Geschäft, beladen mit Schreibereien und einem ewigen Becher mit abgestandenem Kaffee, im Autobus, in der Untergrundbahn, nur fast nie zu Hause. Viel schrieb er natürlich im „Kaffeehaus“-Ersatz. Jedes Lokal konnte zum Kaffeehaus werden, in Washington Heights, später in der „Kleinen Konditorei“ in Yorkville, wohin er allabendlich ging, um - wie er es nannte - zu meditieren. Geräusche störten ihn nicht. Allerdings, wenn er im Geschäft schrieb und gar ein Kunde die Tür öffnete, da zischte er nur das Wort „G’sindel“, bevor er mit freundlichstem Gesicht den „Störer“ begrüßte. Hier und da gab auch das Geschäft Anlaß zu einem Gedicht. Ich denke an die drei Strophen „Altes Porzellan“ (Flügel schläge, S. 20). Was vor dem Fenster vorging, kann man in zwei anderen Gedichten lesen. Ein orthodoxer Jude in der 57th Street und ein Neger in der Madison Ave sind Themen von „Begegnung in der siebenundfünfzigsten Straße“ (Fahrt der Blätter, S. 55) und „Madison Ave“ (Flügel schläge, S. 12).

In all den Jahren der Emigration hat Fritz seine Wiener Dichter-Freunde vermißt. Keiner in New York konnte je Rudi Felmayer oder Ernst Schönwiese ersetzen. Ein kleiner Trotz war die Anwesenheit - allerdings oft nicht in New York - von dem fast eine Generation älteren Ernst Waldinger, der oft stundenlang bei ihm im Laden saß. Gegenseitig haben sie sich über ihr Schaffen unterhalten. Weniger intim, doch durch viele Jahre bis zu seinem relativ frühen Tod, war auch Alfred Werner sein Freund. Auch Fred Farau möchte ich bei dieser Gelegenheit gedenken.

Zurück wieder zum Ausgangspunkt: Von 1939 bis 1942 waren Fritz und ich „boyfriend and girlfriend“. Abend für Abend trafen wir uns, gingen in dem damals noch ungefährlichen Riverside Park spazieren und tranken dann unseren Mocca in einem der Pseudo-Kaffeehäuser „Le Petit Paris“. Ich weiß nicht, ob wir je von der Möglichkeit einer Ehe sprachen. Obwohl wir längst ein „Paar“ waren, wohnte Fritz bei seinen und ich bei meinen Eltern. Im Spätwinter 1941 brach Fritz plötzlich unsere Beziehung ab - vielleicht aus Angst vor einer Bindung oder einer Enttäuschung. Es war für mich sehr schmerzhaft. Im folgenden Herbst rief mich Fritz bei der Arbeit an, bat um ein Treffen und im Januar 1942 - Amerika war schon im Krieg - heirateten wir. 39 Jahre dauerte diese wunderbare Ehe.

Unsre erste Wohnung, in der wir über 20 Jahre lebten, war klein und etwas primitiv, aber mit Aussicht auf den Fort Tryon Park. Weit von unseren Arbeitsstätten entfernt, doch ein gemütliches „Zuhause“.

Von den Kriegsjahren kann ich nicht viel erzählen. Wegen seiner zitternden Hände - siehe „Tremor“ (Vorletzte Stummheit, S. 56) - war Fritz vom Kriegsdienst befreit - wohl fühlte er sich deswegen schuldbewußt. Im Freundeskreis war er oft der einzige Mann. Wie viele andere, war auch sein Bruder Leo Soldat, erst in Frankreich und Deutschland und dann in den Philippinen.

In dieser Zeit entstanden viele Gedichte, in denen sich Bergammer mit dem Problem einer neuen „Heimat“ auseinandersetzte. Ich denke an das Baumgedicht „Der Gärtner“ (Mensch zu Mensch, S. 37); „Die große und die kleine Brücke“ (Mensch zu Mensch, S. 57) und „Lieber in Amerika“ (Flügelschläge, S. 34).

Auch Erinnerungen an die Hitlerjahre formten sich zu Gedichten. Als Beispiele erwähne ich den balladenartigen „Einzigem Österreicher“ (Von Mensch zu Mensch, S. 28), „Den Schmalgewachsenen“ (Mensch zu Mensch, S. 31), „Erster Spaziergang nach der Verfolgung“ (Flügelschläge, S. 10) und das autobiographische, zitatenanwendende Gedicht „Der Jäger Gracchus“ (Momentaufnahmen, S. 31).

In einem Band von Gedichten mit schlecht ins Englische übersetzten Beiträgen „War Poems of the United States“ - unter dem Namen Fritz Glückselig - Pseudonyme waren während des Krieges verboten - befinden sich drei Gedichte. Hier und da erschienen auch Gedichte in Zeitungen und Zeitschriften. In „Freiheit für Österreich“, erschienen im Jahr 1943, steht das Gedicht „Die Zeit wird kommen“ (Mensch zu Mensch, S. 38). Fritz litt sehr darunter, daß er sonst keine Möglichkeit zum Veröffentlichlichen hatten. Mit mir sprach er selten über das, was ihm am wichtigsten war. Er hielt mich, vielleicht zu Unrecht, nicht für reif genug, oder er bevorzugte eine Frau, die - wie er glaubte - keine Beziehung zur Lyrik hatte.

Auch mit der Sprache - Fremdsprache - an sich, setzte Fritz sich in Gedichtform auseinander: „Kurzer Monolog in der Fremde“ (Flügelschläge, S. 11) ist ein Beispiel dafür.

Als später die schrecklichen Nachrichten des Holocausts bekannt wurden, wollten die Amerikaner so wie viele der Emigranten es nicht wahrhaben. Die Zeitschrift „Aufbau“ wurde „Aufbausch“ genannt... Aber jetzt war die Zeit unserer anscheinenden Leichtigkeit vorüber.

Auch der Verlauf des Krieges ließ nicht immer auf den Sieg der Alliierten schließen.

Trotzdem verlebten Fritz und ich die ersten schönen Urlaubsreisen in den verschiedenen New-England-Staaten. Zwei Sommerferien verbrachten wir in einem kleinen Hotel in

Randolph, New Hampshire, siehe „Auf Ferien“ (Flügelschläge, s. 58). Die Kurgäste waren hauptsächlich deutsche und österreichische Emigranten. Herta und Eric Fisher trafen wir. Noch heute bestehe eine enge Freundschaft mit Hertie Fisher.

1945 war der Krieg zu Ende und damit auch die Isolation von Europa und der deutschen Sprache. Es waren die Monate in denen wir Nachricht erhielten von den wenigen Überlebenden und den vielen Hitler-Opfern.

Kurz nach dem Krieg entstand wohl das Gedicht „Kriegsballade“ (Mensch zu Mensch, S. 41) von der zerstörten Kirchturmuhr.

Zu Fritz' größter Freude erfuhr er auch, daß alle seine intimsten Freunde in Österreich den Krieg überlebt hatten. Ein eventuelles Wiedersehen war zwar noch ein Zukunftstraum, jedoch im Bereich der Möglichkeit.

Auch Fritz' Bruder, der gesund aus dem Krieg heimgekehrt war, erhielt die gute Nachricht, daß seine polnische Braut am Leben war. Neujahr 1947 kam Ita nach New York und die jungen Leute heirateten einige Tage später.

Wir, das heißt eigentlich nur ich, fühlte mich damals schon wie eine eingesessene Amerikanerin. Fritz selbst hat sich nie als Amerikaner gefühlt, obwohl er stets dankbar war, daß das Land ihn als Bürger aufgenommen hatte. Amerikanische Politik interessierte ihn auch brennend.

Die Aufregungen der Nazi-Zeit waren vorüber, aber es kamen die Zeiten der Krankheiten der Eltern, die unsere Stimmung dämpften. Fritz' Mutter war jahrelang leidend; als sie starb war das für den Vater ein schwerer Schlag. Die Schwiegereltern waren religiöse aber nicht engstirnige Menschen. Der Schwiegervater hat den Tod seiner Frau nur um einige Jahre überlebt. Er starb unerwartet während eines Sommeraufenthalts.

Fritz war nun der einzige Geschäftsinhaber. Aus dem schönen Geschäftslokal in der 57. Straße mußte er ausziehen, da das Haus abgerissen wurde. Als Pionier der Kunsthändler zog Fritz weiter nördlich in die Madison Avenue, in einen Laden, der bis zwei Jahre vor seinem Tod sein Standquartier war. Oft stundenlang allein im Geschäft zu sein, auf Kunden wartend, die nicht kamen, war für Fritz unerträglich. Ich glaube mich zu erinnern, daß er allerdings viel schrieb. Das Gedicht „Der Kaufmann von New York“ (Momentaufnahmen, S. 21) beschreibt die Situation. Jeden Spätnachmittag kam ich nach meiner Arbeit um die Büroarbeiten zu erledigen. Samstag war ich ganztägig bei Fritz. In diesen Jahren war es auch, daß Fritz einen ganzen Kreis von „Jüngern“ um sich versammelte, die stundenlang bei ihm saßen und von ihm lernten - nicht nur Kunst sondern auch Menschlichkeit.

In diesem Jahr waren die Sommerferien der Höhepunkt. Einige Urlaube verbrachten wir in Lake Placid. Ab 1956 waren wir aber regelmäßige Besucher einer kleinen Insel, die dem Staat Maine vorgelagert war. Dort, in Monhegan, fühlte sich Fritz „zu Hause“. Hier entstanden viele der Gedichte, die sowohl in dem 1959 im Bergland-Verlag erschienenen Band „Die Fahrt der Blätter“ und in dem 1971 ebenfalls im Bergland-Verlag erschienenen Büchlein „Flügelschläge“ veröffentlicht sind. Themen wie Meer, Wellen, Felsen und Vögel, so wie die Prosa-Beschreibung eines toten Hais bilden hier einen Großteil des Inhalts. „Der Hai“ (Flügelschläge, S. 65-68), „Die Muschel“ (Flügelschläge, S. 62) sowie „Brandung“ und „Abrakadabra“ (Flügelschläge, S. 59 u. 73) sind typische Themen.

1959 fuhren wir nicht nach Monhegan. Der lange ersehnte Wunsch, das Wiedersehen mit Europa und Österreich, ging in Erfüllung. Mit damals in Indien lebenden Verwandten fuhren wir durch die Schweiz, Oberitalien, Südtirol und über den Brenner nach Salzburg, wo wir uns von den Verwandten trennten. Langsam ging es per Zug nach Wien, wo uns Rudi Felmayer in Empfang nahm. Dieser erste Besuch in Wien war für Fritz von größter Wichtigkeit. Es ist schwer für mich als Nicht-Wienerin, diesen Impakt zu beschreiben. Viele Gedichte beleuchten dieses Erlebnis besser. Die Euphorie, trunkene Freude, wechseln ab mit Trauer über die verlorene und nicht ganz wiedergefundene Heimat. Die Strophen „Unbändig“ (Flügelschläge, S. 42) geben gut den seelischen Zustand des Schreibers wieder. Das „Karussell im Prater“ (Momentaufnahmen, S. 3) entstand um dieselbe Zeit. Auch das 9. Gedicht aus dem Zyklus „Von einer Reise nach Wien“ und „Befremden“ (Flügelschläge, S. 41), ist ein Echo von Bergammers Gemütsverfassung.

Die Konfrontation mit Fritz' Judentum, dem verschwundenen österreichischen Judentum, war immer gegenwärtig. Man denke an die Gedichte wie „Die zwei Stufen“ (Flügelschläge, S. 44) und „In einem Hinterhaus“ (Flügelschläge, S. 45).

Meine eigene Erinnerung an Wien - Fritz' Wien ist rein subjektiv: Es war mein erstes Zusammentreffen mit all den Personen, die seit 1939 für mich rein abstrakt waren. Wien war für mich neu und ungeheuer wichtig. Die vor dem Kriege bestehenden Freundschaften von Fritz hatten die schweren Kriegsjahre überstanden und wurden nun vertieft. Der urtypische Wiener, Rudolf Felmayer, seinerseits der Prototyp des „armen Poeten“, war jetzt ein hoher städtischer Beamter, verheiratet mit einer zum Katholizismus übergetretenen Jüdin, die Auschwitz überlebt hatte. Er, als erster, bemühte sich erfolgreich um die Veröffentlichung von Bergammers Lyrik. Schon 1955 erschien bei Kurt Desch der Band „Von Mensch zu Mensch“. Da war auch der rührige Freund Johann Guner, ein bewährter Anti-Nazi. Auch er

war in der Verwaltung der Stadt Wien tätig. Durch einen Unfall war er einarmig geworden. Schriftstellerisch und publizistisch war er sehr engagiert. Auch er war sehr bürgerlich verheiratet. Nicht vergessen darf ich zu erwähnen, daß alle Freunde von Fritz in der Zwischenzeit den Ehrentitel „Professor“ erhalten hatten. Am wichtigsten für unser beider Leben war das Wiedersehen mit Ernst Schönwiese. Dieser unbeschreiblich eindrucksvolle Mensch nahm Fritz unter seine Fittiche. Er war Direktor des österreichischen Rundfunks und verantwortlich für alles, außer Nachrichten und Musik. Nebst Felmayr war er instrumental für die Veröffentlichung von Bergammers Arbeiten zu dessen Lebzeiten und weit darüber hinaus. Wenn es je so etwas wie eine Freundschaft fürs Leben gab, so war es die Schönwiese-Bergammer-Beziehung. Ich erwähne hier das Gedicht „Einem Freund zum Geburtstag“ (Momentaufnahmen, S. 37), „Resümee einer Reise“, ein kurzer Vierzeiler braucht keine weitere Erklärung (Flügel schläge, S. 50).

Die folgenden zehn Jahre sind die sogenannten „Monhegan-Jahre“. In jedem Sommer reisten wir, meist via Boston mit dem Besuch der dortigen Museen, auf die Insel, Fritz' amerikanischer Heimat. Wieder entstanden viele Gedichte unter dem Einfluß der Natur. Vor dem Abendessen traf man sich mit alten und neuen Freunden, wie Kalmars und Helga Houmère. Zwei weitere Monhegan-Gedichte kommen mir in den Sinn: „Wassersprache“, ein längeres, gereimtes Gedicht (Flügel schläge, S. 63/64) und ein einstrophiges „Die Heerstraße“ (Flügel schläge, S. 69).

Unser tägliches Leben in diesen Jahren ist mir nicht im einzelnen in Erinnerung. Es waren die Freuden und Leiden des Alltags. Um den bayerischen Schriftsteller Oskar Maria Graf hatte sich schon während des Krieges ein Stammtisch gebildet. Jeden Mittwoch Abend trafen sich eine Anzahl Freunde, teils selbst Schriftsteller, teils an Kunst und Literatur interessierte Männer und Frauen, in einem deutschen oder österreichischen Restaurant. Fritz gehörte nicht von Anfang an zu dieser Gruppe. In den fünfziger Jahren war er aber schon ein regelmäßiger Besucher. Auch nach Oskar Maria Grafs Tod traf sich die Stammtischrunde noch jeden Mittwoch. Mitbegründer wie Harry Asher, Fenya Ginsberg und Gisela Graf sind heute noch „Mitglieder“. Zu Grafs Zeiten war der Stammtisch auch Treffpunkt für deutsche und österreichische Schriftsteller, die zu Besuch in New York weilten. Fritz lernte auch seine liebste „amerikanische“ Freundin, Ingeborg Kreck (später Lehmann-Haupt) an einem solchen Mittwoch kennen. Noch heute trifft man sich jeden Mittwoch und zwar in meiner Wohnung. Literatur ist nicht mehr Hauptthema, sondern mehr Kunst im allgemeinen. Um die wenigen

Stammtischler aus der Oskar-Maria-Graf-Zeit hat sich eine neue Gruppe gebildet, belebt durch eine ganze Anzahl junger Deutscher und Österreicher.

Nach vielen Jahren in der kleinen Wohnung in Washington Heights zogen Fritz und ich in eine moderne Wohnung auf Manhattans Ostseite, in das Haus, in dem meine Mutter lebte. Zehn Jahre vergingen, bis wir wieder nach Europa fliegen konnten. Wie im Jahr 1959 trafen wir uns 1969 mit unseren jetzt in Basel lebenden Verwandten. Diesmal ging es erst nach Frankreich. In Burgund besuchten wir die romanischen Kathedralen in Autun und Vézelay. Dann ging es wieder nach Österreich, wo wir jetzt ein „Zuhause“ hatten. Ernst Schönwiese und seine Frau hatten sich im Burgenland angesiedelt. Ein separater Teil des Hauses war für uns da. Mittels einer separaten Treppe, der sogenannten „Bergammer-Stiege“ kamen wir in unser Quartier. Einige Tage verbrachten wir auch in Wien, um die anderen Freunde zu sehen. Diesmal konnte Fritz auch die Freundschaft mit Hermann Hakel erneuern. Dieser schwierige, aber interessante Wiener Jude hatte den Krieg in Italien überlebt und wohnte nach einem kurzen Aufenthalt in Israel wieder in Wien. Er hatte seine alte Mutter bei sich, aber in seinem Studio in der Innenstadt war er Lehrmeister für eine ganze Anzahl junger Menschen. Obwohl er, der schriftstellerisch und als Herausgeber der Zeitschrift „Lynkeus“ sehr aktiv, aber eine Querulant und Sonderling war, war er wohl auch ein typischer Wiener Intellektueller.

Wie erwähnt, war unser „Zuhause“ jetzt in Stuben im Burgenland und sollte es für viele Jahre bleiben. Mit geringen Ausnahmen verbrachten wir alle unsere Ferien dort. Ernst Schönwiese arbeitete mit Fritz bis spät in die Nacht an der Herausgabe eines neuen Buches. Tagsüber fuhren wir durchs Burgenland, nach Eisenstadt, an den Neusiedlersee und an die ungarische und jugoslawische Grenze, nicht nur wegen der schönen Landschaft, sondern auch wegen des guten Weins und dem Essen. Viele Gedichte entstanden in diesen Jahren. Ich denke an „Stuben“ (Vorletzte Stummheit, S. 35), „Bettzeug“ (Momentaufnahmen, S. 35), „Zwei Friedhöfe“ (Vorletzte Stummheit, S. 13).

In verschiedenen Jahren machten wir auch Abstecher von Stuben. Ich erinnere mich nicht mehr in welchem Jahr wir nach Goisern im Salzkammergut fuhren, um Jean Améry, einen anderen Jugendfreund, zu treffen. Hans Mayer, was sein ursprünglicher Name war, Sohn eines jüdischen Vaters und einer katholischen Mutter, als Katholik aufgewachsen, arbeitete als junger Bursch in der Bibliothek eines Volksheimes. Ursprünglich reaktionärer als der Rest seiner Freunde, die Sozialisten waren, wurde Améry nach vielen Schreckensjahren (KZ, Tortur, etc.) Kommunist. Zur Zeit unseres Treffens war er von allen politischen Parteien enttäuscht. Er war Schriftsteller, Essayist und war eine bekannte Fernsehpersönlichkeit

geworden. Ich erinnere mich an den schlangen Mann mit unglaublich blauen Augen, der uns mit seinem Auto abholte. In diesem Zusammenhang erwähne ich zwei Gedichte: „Für Jean Améry“ und „Der Augenblick“ (Vorletzte Stummheit, S. 40 und 41).

In einem anderen Jahr besuchten wir Inge Lehmann-Haupt und ihre Familie in Steindorf am Ossiachersee. Auch zum Gurker Dom pilgerten wir einmal.

Eine kurze Reise nach Venedig war ein anderer Höhepunkt - es war wie im Traum, wie Fritz sich ausdrückte. Ein Besuch im alten Venediger Ghetto gab den Anlaß zu dem Gedicht „Der Käfig“ (Momentaufnahmen, S. 18).

Mehrere Sommer hindurch gab uns Hertie Fisher den Schlüssel zu ihrer kleinen Wohnung. Der Blick von ihrem Balkon erinnerte uns an ein Stifter Aquarell. Einen Ausdruck von Fritz habe ich nicht vergessen. Ich zitiere: „Ich möchte wieder so in Wien zu Hause sein, daß ich im Autobus die Zeitung lesen kann, statt hinaus zu schauen.“

Im Zusammenhang mit den Österreich-Reisen will ich einige Gedichte erwähnen, die Bergammers Einstellung zu seiner früheren Heimat beleuchten „Rot-Weiß-Rot“ (Momentaufnahmen, S. 31), „Die Tränen des Aeneas“ (Mensch zu Mensch, S. 42), „Der junge Mann im Café Hawelka“ (Flügel schläge, S. 4), „Wiener“ (Momentaufnahmen, S. 3) und das sehr persönliche „Geheimnis - ein Echo“ (Momentaufnahmen, S. 32).

Fritz' Stellung zum Judentum wie auch zur Religion im allgemeinen war wie so vieles zweispurig, um nicht zu sagen zwiespältig. Obwohl er aus einer konservativ-jüdischen (allerdings nicht im ethischen Sinn) Familie stammte, bezeichnete er sich selbst zwar als religiös, aber nicht konfessionell gebunden. Er war bibelfest im Alten wie im Neuen Testament. Nichtsdestotrotz gab es bei ihm so etwas wie Nostalgie zu einer Art Judentum, die nicht die seinige war. Ich mache auf die „Dudele“-Gedichte aufmerksam (Von Mensch zu Mensch, S. 46 und 49), „Chassidischer Tanz“ (Vorletzte Stummheit, S. 31), „Das Fest der Freude“ (Von Mensch zu Mensch, S. 47) und „Juden“ (Von Mensch zu Mensch, S. 48). Mehr persönlich sind die drei Strophen „Jahrzeit“ (Vorletzte Stummheit, S. 58). Mehr jüdisch-politisch nenne ich „Ein Volk“ (Von Mensch zu Mensch, S. 45). Der Aphorismus „Die Juden haben eine Tendenz“, steht in der „Kramschachtel“, S. 49.

Judentum war für Fritz eine „Leidgemeinschaft. Als Beispiele für seine eigene Form von Religiosität möchte ich die Gedichte „Der Schutzheilige der Glaubenslosen“ (Vorletzte Stummheit, S....) „Leer vor Gott“ (Vorletzte Stummheit, S. 51) und den „Letzten Hort“ (Von Mensch zu Mensch, S. 44) anführen. Nicht zu vergessen die Prosastelle aus der „Kramschachtel“ „Bei Gott ist alles möglich“ (S. 53).

In all den Jahren unserer Ehe war Fritz immer kerngesund. Von Zeit zu Zeit hatte er eine Infektion am Bein, seinerzeit Rotlauf genannt. Ursprünglich eine schwere Krankheit, war es seit der Erfindung der Antibiotika eine Angelegenheit von Tagen. Einmal allerdings, hatte er starke Schwindelerscheinungen. Zur Sicherheit ging er ins Spital, wo er auf Herz oder Schlaganfall untersucht wurde. Alle Tests waren negativ, er hatte aber Fieber. Durch Zufall entdeckte ich, daß sein Bein feuerrot und geschwollen war. Richtig behandelt war er in einigen Tagen wieder gesund. Während Fritz im Spital lag, starb meine Schwester nach jahrelangem Kampf an Krebs.

Auch in diesem Sommer gingen wir wieder nach Stuben, aber ich hatte das Gefühl, daß Fritz nicht mehr so widerstandsfähig war. Endlose Schwierigkeiten mit dem Hausherrn des Geschäftslokals rieben ihn auf.

In diese Jahre fiel auch der Tod einiger von Fritz' Freunden. Fast gleichzeitig starben Ernst Waldinger in New York und Rudolf Felmayer in Wien. „Auf den Tod eines Freundes“, in memoriam R.F., entstand damals (Flügelschläge, S. 92). Einige Jahre später starb auch Alfred Werner. Auch Oskar Maria Graf war seinem langen Leiden erlegen.

Fritz hatte immer bedauert, daß er mit so wenigen Menschen in New York wirklich von Dichter zu Dichter sprechen konnte. Aber in den sechziger Jahren schloß Fritz eine für ihn überaus wichtige Freundschaft mit der Kölner Dichterin Margot Scharpenberg-Wellmann. Auch die Witwe des böhmischen Schriftstellers Johannes Urzidil, gehörte nun zu seinem Freundeskreis, so wie auch Hans Sahl, der obwohl bedeutend älter, ihn um fast 12 Jahre überlebte. Gertrude Urzidil, die noch zum Kafka-Kreis gehörte, wurde das Gedicht „Die Vorstellung“ (Momentaufnahmen, S. 38) gewidmet. Zum Geburtstag von Joseph Peter Strelka schrieb Bergammer das „Gedicht ohne Titel“ mit einem Zen-Zitat als Motto, nach Martin Buber (Momentaufnahmen, S....). Bergammers eigene Einstellung zur Zen Philosophie und zum Buddhismus war zwiespältig. Er selbst glaubte, daß Zen dem westlichen Geist fremd sei. Schönwiese hingegen sah in mehreren Bergammer Gedichten einen starken Zen Einfluß.

Bei der Erwähnung von Bergammers literarischen Freunden darf ich Mimi Grossberg nicht vergessen, die sich rühlig um die Veröffentlichung seiner Lyrik bemühte.

Briefe hat Fritz sehr wenige geschrieben; hier und da einige Zeilen an Schönwiese, an Jean Améry, an Jeannie Ebner. Er korrespondierte auch mit Ursula Seeber, die damals eine Arbeit über das „Silberboot“ schrieb. Er hatte wohl eine große Scheu intime Gefühle brieflich auszudrücken. Die durch das Zittern hervorgerufene Schwierigkeit, mit der Hand zu

schreiben, war wohl vor ihm selbst eine Ausrede. Fritz selbst schrieb einige Zeilen über das Thema. Das Gedicht „Tremor“ (Vorletzte Stummheit, S. 56) darf ich daher nicht auslassen. Zum Thema Brief denke ich aber an zwei andere Gedichte. „Briefe“, relativ früh geschrieben, und in der „Fahrt der Blätter“ veröffentlicht (S. 60) und als Beispiel seiner sich immer verkürzenden Dichtungsweise „Brief“ (Momentaufnahmen, S. 14). Im posthum erschienenen Bändchen „Die Vorletzte Stummheit“ steht auf Seite 21 „Stille - Einzeilige Gedichte will ich schreiben“. In einigen Buchbesprechungen wird diese Tendenz des Kürzest-Gedichte auf Bergammers Schwierigkeit mit der Hand zu schreiben, zurückgeführt. Diese Interpretation bestreite ich.

Eine wichtige menschliche Beziehung darf nicht unerwähnt bleiben: Fritz hatte als junger Mann in Wien eine tiefe Freundschaft mit einer ungarischen Medizinstudentin, die er seit Kindertagen kannte. Es kam zum Bruch und Ella (Gabriele H.) ging nach Ungarn, wo sie einen Arzt heiratete. Ganz war Fritz nie über das unerfreuliche Ende dieser Beziehung hinweggekommen. Das „Gespenst“ Ella lebte in all den Jahren unserer Ehe mit uns. In den siebziger Jahren kam Ella zu Besuch nach New York, und aus dem „Phantom“ Ella wurde Wirklichkeit. Heute eine robuste Ärztin in Budapest, hatte sie als einzige ihrer ungarischen Familie den Krieg überlebt. Ihr Mann und ihre zwei Kinder waren umgekommen. Ella wurde nun eine Freundin von uns beiden. Das Gedicht „Mit einem Apfel“ (Vorletzte Stummheit, S. 25) ursprünglich für Ella geschrieben, wurde in der Zwischenzeit mir, der Namensschwester, gewidmet.

Im Frühjahr des Jahres 1980 bekam Fritz den Theodor Körner Preis der Stadt Wien. Es war die langersehnte Anerkennung von seiten seiner Heimatstadt.

In diesem Jahr wurde die Serie der Europareisen unterbrochen. Mit dem Hausherrn des Geschäftslokals kam es zu keiner Einigung, und Fritz mußte sich nach einer neuen Arbeitsstätte umsehen. Der Zins für ein sTraßengeschäft auf der Madison Avenue war nicht mehr erschwinglich. Notgedrungen mietete Fritz sehr schöne Räume in einem Etagengeschäft, wiederum in der Madison Avenue. Der Umzug mit den damit verbundenen Aufregungen ging glatt vonstatten, hatte aber wohl Fritz' Gesundheit unterminiert. Im Herbst 1980 hatte er einen Herzinfarkt, von dem er sich aber sehr schnell erholte.

Im folgenden Sommer fing meine fast 90-jährige Mutter an, geistig und körperlich zu versagen. Ich traute mich nicht auf längere Zeit zu verreisen. Zu meinem ewigen Bedauern redete ich Fritz den Wunsch aus, nach Österreich zu fliegen. Ich tröstete ihn auf das

nächste Jahr. Stattdessen fuhren wir für zwei Wochen in ein nahegelegenes Gebirge (Catskills). Zu Fritz' Erstaunen und auch vielleicht Bestürzung wohnten wir in einem Nebenhaus des Hotels mit dem Namen „Edelweiss“. Das war der Name der Pension am Semmering in der Fritz' große Liebe zu Ella begann. Symbolisch oder nicht, es waren Fritz' letzte Ferien.

Zurückgekehrt nach New York und scheinbar gut erholt, erlebte Fritz zu seiner großen Freude das Erscheinen des Bandes „Momentaufnahmen“ (erschieden in der Reihe „Profile und Facetten“ im Bergland-Verlag) mit einem sehr schönen Nachwort von Werner Kraft. Nichts wies darauf hin, daß sein nahes Ende bevorstand.

Ich weiß nicht, wie weit sich Bergammer mit der Idee seines eigenen Todes beschäftigt hat. Als Gedicht kommt das Thema „Tod“ in verschiedenen Epochen seines Schreibens vor. „Grabinschrift“ (Mensch zu Mensch, S. 69), „Reflexion eines Sterbenden“ (Vorletzte Stummheit, S. 57) und „Der Tod hinkt mir nach“ (Vorletzte Stummheit, S. 55) gehören in diese Gruppe.

Anfang Oktober hatte Fritz wieder Gleichgewichtsstörungen, ähnlich aber schlimmer als die Jahre zuvor, als eine Beinenzündung entdeckt wurde. Auf ärztlichen Rat hin, ging er Sonntag Nacht ins Spital, wo ein leichter Schlaganfall diagnostiziert wurde. Am folgenden Tag fieberte er und eine Lungenentzündung wurde festgestellt. Der Körper reagierte nicht mehr auf Antibiotika. Donnerstag abend halluzinierte er, Freitag morgen war er fieberfrei und telefonierte mit mir. Als ich zwei Stunden später ins Spital kam, war er tot. Sein Herz hatte versagt. Eine Rose, die Joe und Maya Brawer ihm am Abend zuvor gebracht hatten, legte ich ihm auf die Brust (am 9. Oktober 1981). Seine Asche wurde im Ferncliff Cemetery beigesetzt, wo auch die Ruhestätte meiner Eltern ist.

Ich schließe diese Zeilen, die ich auf Anregung von Albert Lichtblau schrieb mit folgendem Zweizeiler (Momentaufnahmen, S. 14):

Die Spur

Mich wehren gegen das Vergessenwerden?

Ach, welch ein Unsinn! Keine Spur.

Mit freundlicher Genehmigung von Gaby Glueckselig